



Redacteur: Dr. A. Diezmann in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Beste, Von dem Guten das Beste.

Verlag der Dürsch'schen Buchhandlung in Leipzig.

Wöchentlich
erscheint
eine Nummer.

68. Jahrgang.

Preis jährlich:
ohne Stahlstiche 6 Thlr.
mit Stahlstichen 8 Thlr.

Gehheilte Wunden.

Novelle

von

J. Grimm.

Draußen in dem großen freundlichen Garten vor dem Thore der Stadt blühten die Rosen so schön, wie sich's Keiner von den verschiedenen Bewohnern der angrenzenden Häuser, die dort Zutritt hatten, von vielen Jahren her erinnern konnte. Es war eine Lust, durch die breite Lindenallee in der Mitte zu wandern und rechts und links in die kleinen Privatgärten hineinzublicken, aus deren dunkeln Grün es überall hervorblühte und leuchtete, in weißem, gelbem und rothem Farbenschmelz. Nie hatte aber noch die Sonne freundlicher und milder geschienen, als diesmal, seit der letzten Woche des April bis gegen Ende des Mai, in der man sich eben befand. Der Himmel war wolkenlos und heiter, nur manchmal über Nacht fiel ein erquickender Frühlingsregen, dessen Spuren des Morgens nur in den tausend hellen Tropfen zu erkennen waren, die funkelnd in allen Blumen standen. Am schönsten war es am Abend im Garten, da war die Luft so lau und voller Wohlgeruch, da klangen fröhliche Menschenstimmen überall, und der Himmel wurde roth und röther von der Abendsonne, die flammend hinter die Bäume sank und ihren verklärenden Schein über dem Garten ruhen ließ, so warm und innig, daß

es Einem bis an die Seele hinein hell und heiter wurde.

An einem solchen Abende lustwandelten durch den Lindengang zwei junge Mädchen in traulichem Gespräche. Sie gingen Arm in Arm der untergehenden Sonne zu, deren Strahl ihnen in's Gesicht fiel und die jugendlichen Züge mit Purpur übergoss. Beide Mädchen sahen aber mehr wehmüthig-ernst, als fröhlich aus, und um den Mund der Kleineren mit dem hellbraunen Haar zuckte es oft gar schmerzlich. Die Größere mit den dunkeln Augen aber sprach lebhaft auf sie hinein und sah viel zuversichtlicher und ruhiger aus, als die Gefährtin.

„Habe nur Ruth, Gabriele,“ sagte sie mit sanfter sicherer Stimme, „Dein Schicksal wird sich gewiß freundlicher gestalten, als Du jetzt denkst. Die Leute auf dem Gute sollen edle einfache Menschen sein, Du wirst Dich in ihrem Kreise bald heimisch und wohl fühlen, vielleicht so wohl, daß Du gar nicht mehr an Deine alten Freunde hier denken magst! Ich könnte Dich fast darum beneiden, so jung einen schönen und ernsten Beruf ausfüllen zu dürfen: Erzieherin von zwei kleinen Mädchen zu sein! Ich versichere Dich, wenn ich mit Dir tauschen könnte, ich ginge von Herzen gern fort aus der geräuschvollen Stadt, aus dem bewegten, zersplitterten, nutzlosen Leben, was ich hier nun einmal führen muß! Der Gedanke, auf dem Lande zu leben, Kinder zu unterrichten, mit ihnen zu spielen und durch Wald und Wiesen zu schweifen, erscheint mir so beglückend! Und das ist Dein Loos, Gabriele, wenn Du Dich entschließt, morgen eine

zusagende Antwort nach Schloß Warthau zu schreiben. Ach! wie schwer wird es mir werden, allein hier zurückzubleiben! . . . Denn ohne Dich bin ich allein, Du meine einzige geliebte Freundin!"

So sprach das junge Mädchen und ihre Begleiterin sah sie dankbar an und drückte ihr die Hand, die sie in der ihren hielt.

Beide waren jetzt an einen Platz gekommen, wo die Allee sich erweiterte und wo sich ein großes Bassin befand, aus dem ein schlanker Wasserstrahl bis in die Zweige der Bäume emporstieg. Sie standen still und blickten um sich: Himmel, Bäume, Wasser, Alles war zauberhaft von der Abendröthe beleuchtet. Die Fenster der Häuserreihe, die den Garten begrenzte, blinkten und funkelten in hellem Glanze zwischen dem grünen Laube hindurch. Gabriele sah mit träumerischen Blicken nach diesen blitzenden Fenstern hinüber, als plötzlich von jener Seite her eine schlanke Männergestalt sichtbar wurde, die mit raschem Schritte die Nebenallee heraufkam.

„Komm, laß uns gehen, Charlotte,“ sagte das junge Mädchen zu ihrer Freundin. Sie war plötzlich bleich geworden und zitterte. Die Angeredete wendete den Kopf nach ihr.

„Nein, bleib noch einen Augenblick!“ bat sie, „wer weiß, wann uns ein solcher Abend wieder beschieden ist.“ Sie hatte die Veränderung in den Zügen ihrer Freundin nicht bemerkt und schaute, wieder über das Geländer gelehnt, mit freudetrunknem Blicke auf die Ringe des Wassers im Bassin nieder, die in hellem Purpur schimmerten.

Unterdessen hatte sich der junge Mann dem Platze genähert, wo die Freundinnen standen; er ging an ihnen vorüber ohne zu grüßen, sie kannten sich ja nicht . . . aber sein Auge richtete sich mit einem eigenthümlichen Blicke auf Gabriele, die ihm mit einem Ausdruck von Verwirrung einen Augenblick in's Gesicht sah, dann aber schnell den Blick zu Boden senkte. Der junge Mann entfernte sich rasch und war bald in einen der kleinen Gärten verschwunden. Die Freundin hatte kaum sein Kommen und Gehen wahrgenommen. Gabriele war noch bleicher geworden, als vorher, sie hatte die Hände auf das Geländer des Bassins gelegt und blickte still vor sich hin, sie sah nicht mehr die Welt um sich her, nicht das erbleichende Roth, das auf dem Wasser tanzte, nicht den flammenden Abendhimmel. . . . Das Alles schien sie vergessen zu haben über dem einen Blicke in des fremden Mannes Auge. Da sie so gar still und lautlos blieb, wandte sich endlich Charlotte zu ihr: „Du bist allzu schwermüthig heute,“ sagte sie; „komm, laß uns heimgehen, Gabriele, vielleicht gelingt es meiner Mutter besser, als mir, die trüben Geister zu bannen.“

Sie gingen heim. Am Theetische, wo mehre Freunde des Hauses sich eingefunden hatten, wurde Gabrielen zu der Stelle gratulirt, die ihr als Erzieherin in dem Hause eines sehr geachteten Gutsbesizers angeboten worden. Es zweifelte Niemand, daß sie dieselbe annehmen würde. Das junge Mädchen war sehr still und ernst, doch antwortete sie freundlich auf Alles, was zu ihr gesagt wurde. Als die Gäste fort waren, warf sie sich weinend in die Arme der Mutter ihrer Freundin, in deren Hause sie lebte, seit die Vorbereitungsjahre für ihren Beruf vorüber waren.

„Du bist aufgeregt, mein liebes Kind,“ sagte die mütterliche Freundin, sie faust an sich drückend, „gehe zu Bett und ruhe Dich aus, morgen wird Dir der Gedanke an alles Neue, was Dir bevorsteht, viel vertrauter und natürlicher sein, so daß Du mit Zuversicht Dein Jawort nach Schloß Warthau schreiben kannst. Uebrigens,“ fügte sie lächelnd hinzu, „es ist ja keine Heirath, die Du eingehst, und fühlst Du Dich in den fremden Verhältnissen nicht wohl, so kannst Du sie jederzeit wieder lösen, Du weißt, daß Dir dann stets unser Haus offen steht und daß Du hier tausendmal willkommen bist.“

Am anderen Morgen war Gabriele die Letzte im Frühstückszimmer, sie sah sehr angegriffen aus, aber sie lächelte und reichte den beiden Freundinnen die Hand. Die alte Dienerin brachte wie gewöhnlich die Journale herein, die beim Frühstück gelesen wurden. Gabriele blätterte gleichgiltig darin; auf einmal bebte sie. Sie hatte zwei Namen gelesen — eine Verlobungsanzeige. Der Name des Bräutigams war derselbe, den der junge Mann drüben im Garten führte: Ludwig Dankmar . . . sie hatte ihn ja vom Gärtner oft nennen hören! . . . Der Name des Mädchens war ihr fremd. Sie las die Anzeige wieder und wieder: „Ob er es wirklich ist? oder giebt es einen Anderen, der diesen Namen trägt?“ Diese Fragen drängten sich stürmisch in ihren Gedanken. Sie legte das Blatt weg und stützte den Kopf in die Hand . . . es schwindelte ihr.

„Charlotte,“ sagte die Mutter der Freundin zu dieser, „Du weißt, daß wir für heute Abend Billets zu »Hamlet« haben; das Stück ist doch nicht abgeändert?“

„Nein, Mama, da steht's: »Hamlet, Prinz von Dänemark« und der Name des berühmten Gastes, der darin auftreten soll, darunter. Ich freue mich, daß wir Gabriele noch einmal in's Theater führen, ehe sie in ihre romantische Wildniß geht, besonders heute, wo sie ihr Verbannungsurtheil selbst unterzeichnen soll.“

Gabriele lächelte traurig: „Ja,“ sagte sie aufstehend, „und damit es mir nicht am Ende noch leid wird, will ich sogleich schreiben.“ Sie ging aus dem Zimmer

und eilte nach dem ihrigen, wo sie sich einschloß. Lange stand sie bewegungslos, die Hände vor das Gesicht gedeckt, als wollte sie sich sammeln . . . als sie wieder aufschaute, war ihr Gesicht von Thränen überströmt; sie ging an ihren Schreibtisch, nahm ein Blatt und schrieb, zwar mit zitternder Hand, aber rasch und sicher den Brief an den Gutsherrn von Warthau, dem sie ankündigte, daß sie sein Anerbieten annähme und, wie es die Familie gewünscht hatte, nach Ablauf von 14 Tagen dort eintreffen werde. — Eine halbe Stunde später war der Brief abgeschickt.

Der Tag verging unter tausenderlei Beschäftigungen; die Stunde, sich nach dem Theater zu begeben, war gekommen. Gabriele fühlte eine unbeschreibliche Unruhe, sie wußte sich nicht eigentlich zu erklären warum, vielleicht wollte sie sich's auch nicht erklären. Sie wäre gern zu Hause geblieben, aber sie hätte die Freunde vielleicht gekränkt, die ihr ein Vergnügen bereiten wollten, so ging sie denn mit ihnen.

Das Theater war des gefeierten Gastes wegen gedrängt voll; Gabriele ließ einen scheuen Blick über die versammelte Menge gleiten, die sie umgab . . . da sieh! nur wenige Plätze von ihr entfernt, in der Reihe vor ihr . . . das ist er! . . . das ist der Bräutigam von heute . . . und das blonde Mädchen neben ihm . . . das ist seine Braut! . . . Gabriele fühlte all' ihr Blut sich zum Herzen drängen, sie fühlte den Schwindel von heute Morgen wiederkehren; sie hielt sich an der Lehne der Säge vor ihr fest . . . „Also ist es wahr!“ sagte sie vor sich hin. Der junge Mann wendete sich in diesem Augenblicke nach ihrer Seite, . . . sein Blick begegnete ihrem, . . . sein Gesicht nahm wieder den seltsamen Ausdruck von gestern an. Gabriele wendete sich rasch ab.

Niemals hatte Shakespeare's gewaltige Tragödie ihre Aufmerksamkeit so wenig gefesselt, als heute, und niemals waren doch zugleich einzelne Worte und Stellen tiefer in ihr Inneres gedrungen, als diesmal. Ihr Herz pochte abwechselnd heftig, als wollte es brechen, oder schwer und langsam, als wollte es aufhören zu schlagen; . . . das junge Brautpaar vor ihr war aufmerksam, nur selten tauschte es ein Wort oder einen Blick. Im 4. Acte, als Ophelia im Wahnsinn auftrat, mit Blumen geschmückt, wandte sich der Bräutigam noch einmal rasch zurück und blickte nach Gabriele hin . . . sie sah nicht auf, aber sie fühlte den Blick. Sie hätte in diesem Augenblicke Alles gegeben, wenn sie hätte in ihrem Zimmer sein können, ungesehen . . . sie konnte ja die Thränen nicht mehr zurückhalten.

Das Stück war endlich zu Ende. Unter lautem Beifallsrufen der Menge fiel der Vorhang; man drängte

nach dem Ausgange; das Brautpaar ging dicht an Gabriele vorüber und streifte sie . . . sie sah nicht hin.

In einem Zustande von Betäubung kam sie nach Hause. Sie kleidete sich aus und legte sich zu Bette; schon halb im Traume, fiel ihr Hamlet's Monolog ein: „Sterben — Schlafen!“ war's ihr, als rufe eine Stimme: „Und zu wissen, daß ein Schlaf das Herzweh und die tausend Stöße endet . . . 's ist ein Ziel, auf's Innigste zu wünschen!“

Als sie am anderen Morgen erwachte, mußte sie sich lange besinnen, was sie eigentlich Tags zuvor erlebt hatte; sie setzte sich in die Höhe und faltete die Hände: „Es war Sünde! . . . Mein Gott, vergieb mir!“ betete sie, „und das ist nun die Strafe!“ Sie ging jetzt zurück in ihrer Erinnerung bis in die ersten Tage, wo sie den Fremden gesehen: wie er an einem Fenster jener Häuserreihe gesessen, in seine Arbeiten versenkt; wie er da oft den Kopf erhob und nach ihr gesehen, wenn sie vorüberging; und dann später, wie sie ihm oft im Garten begegnet, wie sie seine Gestalt schon von Weitem erkannt und wie da ihr Herz angefangen so stürmisch zu schlagen, so selig! Wol manchmal hatte sie sich Vorwürfe gemacht, daß sie so oft hatte an ihn denken müssen, wie Alles, was sie sah, was sie hörte, sie immer wieder an ihn erinnerte, wie ein schönes Bild, ein Gedicht, eine Musik vor Allem, wie mit Zauber Gewalt sein Bild vor ihre Seele brachte! Sie hatte dieser wunderbaren dämonischen Macht keinen Widerstand entgegenzusetzen gewußt, sie hatte sich ihrem Zauber willenlos hingeeben, sie hatte ihre Phantasie spielen lassen, ohne ihr Einhalt zu gebieten und nun stand sie am Abgrunde auf einmal und blickte in eine öde Tiefe hinab. Sie war so einsam in der Welt! niemals war sie sich noch so verwaist erschienen. . . . Ach, und sie durfte ja Niemandem ihren Kummer sagen, auch ihrer Freundin nicht . . . denn ihr Kummer war unberechtigt! Wie durfte sie gestehen, daß die Verlobung dieses fremden Mannes sie schmerzte, sagen, daß er ihr theuer war? Ach! sie bekannte sich selbst nur mit bitterm Vorwürfen, daß es so war: Scham und Reue kämpften in ihr gegen das unselige Gefühl, in dem sie bisher doch so ganz gelebt hatte. Aber es war ja nun vorbei, sie wollte ihre Buße still tragen, sie wollte streng gegen sich sein, sich dem neuen Berufe ganz hingeben, für Andere leben, sich selbst vergessen . . . sie wollte „die Hand an den Pflug legen und nicht zurückbleiben“ . . . Das nahm sie sich fest vor, und dieser Gedanke beruhigte sie allmählig; sie stand auf und fühlte sich freier, als sie es zu hoffen gewagt. Zu ihrem Glück hatte sie diesen Tag, sowie die folgenden, Mancherlei zu thun, um sich zu ihrer bevorstehenden Abreise vorzubereiten, so

daß sie nicht Zeit hatte, weder ihren Gedanken, noch ihren Gefühlen nachzuhängen. Das Bewußtsein des gefaßten Entschlusses begleitete sie dabei und gab ihr eine gehobene Stimmung, die sie mit Dankbarkeit wie eine Art Reinigung empfand. Es war außerdem Regenwetter eingetreten, so daß man nicht in den Garten gehen konnte; so war Gabrielen eine gar zu schmerzliche Erinnerung an das verlorene Traumglück erspart; nur einmal, als sie mit der Freundin ausgegangen war, Besorgungen zu machen, sah sie plötzlich das Brautpaar, dem sie so sehr zu begegnen scheute, nahe an sich vorüberkommen. Es regnete; Beide gingen unter einem Schirme; das Mädchen hatte sich vertraulich an ihres Verlobten Arm gehalten und blickte voll heiterer Sicherheit zu ihm auf. Gabrielen traten Thränen in die Augen, sie ging rasch vorüber.

Die vierzehn Tage, die noch in der Stadt zu erleben waren, vergingen wie im Fluge, der Tag der Abreise war endlich gekommen; Gabriele hatte ihm in der letzten Zeit mit Sehnsucht entgegengesehen und als sie nun im Coupé saß, als sie das Pfeifen der Locomotive hörte und fühlte, wie sich der Zug in Bewegung setzte, war es ihr, als werde eine Centnerlast von ihrem Herzen genommen; selbst die Trennung von Charlotte war ihr jetzt nur Erleichterung: sie fühlte es wie einen steten Vorwurf, daß sie der Freundin ihr Herz nicht öffnete und dennoch konnte sie sich unmöglich dazu entschließen, sich ihr anzuvertrauen.

Als sie jetzt die letzten Häuser und Gärten der Stadt an sich vorüberfliegen sah, als sich auch die Thürme nach und nach in den blauen Nebel der Ferne hüllten, da war's ihr wol, als müßte ihr Herz brechen vor Weh, und unaufhaltjam flossen ihr die Thränen über das Gesicht; aber es kam ihr doch vor, als müßte nun der Friede wieder in ihr Herz zurückkehren, als müßte sich auch um die Vergangenheit ein duftiger Nebel hüllen, als reichte die Zukunft heilend und segnend in ihr Leben herein.

In dieser beruhigten Stimmung kam Gabriele an der Station an, wo der Wagen von Schloß Warthau sie erwarten sollte. Sie fand ihn bald unter den verschiedenen dort haltenden Fahrzeugen heraus und gab sich dem Kutscher zu erkennen, der auch seinerseits schon nach ihr ausgeschaut hatte. Er überreichte ihr ein Billet der Guts herrin, worin mit zitternder Hand geschrieben stand: „Verzeihen Sie, liebes Fräulein, daß Niemand von uns Sie abholt, wir haben eine schwere Kranke im Hause.“ Diese Botschaft berührte Gabriele sehr peinlich. Es ist so schwer, in ein fremdes Haus eintreten zu müssen, wenn Sorge oder Kummer darin

herrscht; man erscheint sich wie ein unberufener Eindringling, man ist so unwillkommen, so überflüssig!

Je näher man dem Herrenhause kam, das jetzt mit seiner einfachen Fassade und seinem hohen Dache durch die Bäume zum Vorschein kam und von einer mäßigen Höhe herab das Thal beherrschte, desto mehr steigerte sich das Unbehagen des jungen Mädchens, desto mehr fühlte sie sich unruhig und erwartungsvoll. — Endlich bog der Wagen durch das steinerne Thor in den großen Hof ein und hielt vor dem stattlichen Wohnhause. Gabriele stieg aus und wurde von der Schaffnerin begrüßt, die sie im Flur empfing.

„Fräulein dürfen sich nicht wundern, daß Niemand von der Herrschaft zum Empfange da ist,“ sagte die ältliche Frau, die mit rothgeweinten Augen Gabrielen entgegentrat, „sie sind Alle oben im Thurmzimmer, wo das gnädige Fräulein liegt.“

Gabriele fragte besorgt, ob es eine der Töchter des Hauses wäre, die dort krank liege.

„Nein, die Nichte der Herrschaft, Fräulein Eva,“ erwiderte die Haushälterin, deren Thränen wieder zu fließen begannen. Sie geleitete nun Gabrielen in ihr Zimmer, das im ersten Stock lag; es war hell und freundlich, sehr geschmackvoll, aber einfach eingerichtet und hatte eine herrliche Aussicht auf das walddige Thal, was man freilich des trüben, nebligen Wetters wegen nicht völlig übersehen konnte.

Gabriele verabschiedete die Schaffnerin, die ihr freundlich ihre Dienste angeboten, deren Gegenwart aber in diesem Augenblicke wol bei der Herrschaft nöthiger war. Das junge Mädchen begab sich nun allein daran, ihre Koffer zu öffnen und ihre Sachen zu ordnen. Sie war in weniger als einer Stunde fertig und stand nun mit beklommenem Herzen am Fenster, unschlüssig, was sie thun sollte: hier warten, bis man nach ihr fragen werde, oder ihr Zimmer verlassen, um irgend eine menschliche Seele aufzusuchen, die ihr das bange Gefühl verschende, hier in dem fremden Hause ganz verlassen und vergessen zu sein. In diesem Augenblicke ging die Thüre auf und die Herrin des Hauses, eine kleine, zart aussehende Dame trat ein, aufgereggt und verstört, ganz in Thränen, aber dennoch mit einem Ausdrucke des Wohlwollens auf dem bleichen Gesichte: „Verzeihen Sie, daß wir Sie in dieser ersten Stunde Ihrer Anwesenheit in unserem Hause so allein gelassen,“ sagte sie, indem sie der Fremden beide Hände reichte. „Sie sind uns darum nicht minder willkommen, nur ist Ihr Eintritt gerade in eine sehr ernste, entscheidungsvolle Stunde für unser Haus gefallen, wir haben eben einen sehr schmerzlichen Verlust. . .“ Sie konnte vor Thränen nicht weiter sprechen. Gabriele beruhigte sie mit einigen theilnehmen-

den Worten; sie sagte, wie weh es ihr thue, in einem solchen Moment als Fremde dieses Haus zu betreten; dann fragte sie nach den Kindern.

„Sie sind noch oben bei ihr; sie werden gleich kommen“ . . . war die leise gesprochene Antwort. Fast unmittelbar darauf ging merklich die Thüre wieder auf und zwei liebe Mädchen von 7 und 8 Jahren traten ein. Sie kamen auf Gabriele zu und reichten ihr die kleinen Hände. Gabriele drückte Beide an sich und küßte sie; sie hatte Thränen in den Augen und war sehr bewegt. Die Mutter erhob sich bald darauf und verließ das Zimmer; sie ließ aber die Kinder zurück, nachdem sie ihnen noch leise einige Worte gesagt hatte.

Die Kleinen wurden bald zutraulich und fingen an von ihrer Cousine Eva zu erzählen, die eben in den Himmel gegangen wäre. Sie sei so schön und gut gewesen, sagten sie, und alle Menschen hätten sie so lieb gehabt; besonders aber Gotthardt, der große Bruder; der wäre ihr Bräutigam gewesen, und wäre nun jetzt so traurig und weinte so sehr, daß er gewiß auch krank werden und sterben müßte und zu ihr in den Himmel gehen. Die Cousine Eva hätte aber noch zuletzt mit ganz leiser Stimme zu ihm gesprochen und hätte zu ihm gesagt, er sollte nicht weinen, und sie würden sich wiedersehen in einer Welt, wo man sich nicht mehr trennen müßte; ihr letztes Wort aber sei gewesen: „Habe nur Geduld!“ Dann habe sie die Augen geschlossen und sei todt gewesen.

Gabriele hörte mit gefalteten Händen den Erzählungen der Kinder zu; dann drückte sie sie wieder an sich und sagte ihnen, daß sie die Cousine Eva auch möchte gekannt haben, und sie wäre sehr traurig, daß sie nicht schon früher gekommen, als sie noch am Leben und gesund gewesen wäre. — Eva war aber schon lange krank gewesen, erzählten die Kinder weiter, wol schon ein halbes Jahr, und als es immer schlimmer geworden, da wäre Gotthardt aus Italien gekommen, wo er lange Zeit geblieben, um zu malen, denn Gotthardt sei ein Maler und habe schon viele wunderschöne Bilder gemacht. Seit er aber wieder da wäre, male er gar nicht mehr, sondern er gehe nur tief in Gedanken umher und sei so betrübt, daß es Einem das Herz zerbrechen könnte. Das Alles berichteten die Kinder; Gabriele ließ sie ihr Herz ausschütten und freute sich mitten in der Traurigkeit, mit der sie alle diese Erzählungen erfüllten, daß die kleinen Mädchen sich ihr so zutraulich naheten und daß sie, die Fremde, schon fast eine Freundin und Vertraute für sie geworden war. Sie bat sie auch, sie „Gabriele“ und „Du“ zu nennen, worüber sich Beide sehr freuten.

Es war Abend geworden und fast ganz dunkel im

Zimmer, da trat die Haushälterin mit Licht herein und bat, zum Abendbrod herunter zu kommen. Gabriele stand auf, die Kinder nahmen jedes eine ihrer Hände, und so folgten sie der voranleuchtenden Schaffnerin. Als die hohe Thüre aufging und Gabriele die trauernde Familie versammelt erblickte, schlug ihr das Herz heftig: sie hatte die Hände der Kinder losgelassen und ging mit unsicherm Schritte auf die Anwesenden zu. Die Dame vom Hause lächelte ihr ermutigend zu, nahm sie freundlich bei der Hand und stellte sie als die neue Hausgenossin zuerst ihrem Gemahl, Herrn von Warthau, einem sehr großen Herrn mit weißem Bart und Haar vor, der sie höflich begrüßte, dessen strenger düsterer Blick sie aber verlegend berührte. Dann kam die Reihe an die Schwester des Hausherrn, eine sanfte ältliche Dame, die bleich und sehr traurig aussah und sich nur stumm gegen die junge Erzieherin verneigte, gleichsam als wäre es ihr unmöglich, in diesen schmerzlichen Augenblicken ein Wort für die Fremde zu finden. Zuletzt wurde der Sohn des Hauses vorgestellt. Er grüßte flüchtig und zerstreut, sein Blick war starr und erloschen, sein Gesicht trug den Ausdruck tiefen Leidens. Gabriele fühlte sich sehr bewegt bei seinem Anblicke, sie vermochte nicht ein Wort hervorzubringen und neigte sich schweigend, mit niedergeschlagenen Augen vor dem Trauernden. Die Mahlzeit wurde still eingenommen, ein Gespräch ist in solchen Momenten nicht möglich. Die Kinder wurden nach dem Essen zu Bett geschickt; auch Gabriele zog sich in ihr Zimmer zurück. Sie fiel bald vor Ermüdung in einen tiefen Schlaf. Im Traume sah sie sich in einer Kirche, unter einer bunten, geschmückten Hochzeitsgesellschaft: das junge Paar stand vor dem Altar . . . es war ein nur zu wohl bekanntes Paar! Der Bräutigam sollte eben das „Ja“ aussprechen, da wandte er sich zufällig nach der Seite, wo Gabriele stand . . . er stieß einen lauten Wehruf aus und stürzte zu Boden. Gabriele eilte auf ihn zu und kniete neben ihm nieder; als sie ihm aber nun genau in's Gesicht sah, da waren seine Züge verändert: da war es der Sohn der Familie von Warthau, der blaß und leblos vor ihr lag und über den sie sich mit stummer Angst hinbeugte. In einer der Seitencapellen der Kirche aber erblickte sie plötzlich einen schwarzen Katafalk, mit vielen großen brennenden Kerzen umgeben; dort lag die bleiche todtte Braut, Eva, unter Blumen und Kränzen begraben. Die bunte Hochzeitsgesellschaft war verschwunden, die Menge von stillen Menschen, die sich lautlos in den Gängen der Kirche hin- und herdrängten, war in Trauerkleider gehüllt, man hörte nur schluchzen und weinen. Aber eine leise schöne Musik tönte vom Chore hernieder, und als Gabriele den Blick nach dem Domgewölbe erhob, sah sie die Engel, die

darauf gemalt waren, auf- und niederschweben und einer mit der Palme in der Hand kam herab zu ihr und sprach: „Friede sei mit Dir.“

Als Gabriele am Morgen erwachte, fühlte sie sich erquickt und ruhig; noch einige Augenblicke versuchte sie das letzte Bild ihres Traumes festzuhalten, aber bald traten die Erlebnisse des vergangenen Tages wieder lebhaft vor ihre Seele. Es war ihr zu Muthe, als müßte es schon viel länger her sein, daß sie Schloß Warthau betreten hatte. Die Verhältnisse und die Menschen, die sie umgaben, schienen ihr schon fast nicht mehr fremd, wengleich sie diese nur seit wenigen Stunden kannte und kaum mit ihnen gesprochen hatte.

Die Kinder überließen ihre junge Erzieherin nicht lange ihren Betrachtungen. Die Anwesenheit der Fremden schien ihnen ein Fest mitten in der allgemeinen Trauer. Sie hatten ihr so viel mitzutheilen, zu erzählen, zu zeigen, und wenn auch sie die schmerzliche Stimmung mit empfanden, die auf den übrigen Bewohnern des Schlosses lag, war ihnen doch die Zerstreuung willkommen, die ihnen die neue Bekanntschaft gewährte. Frau von Warthau schien es als eine große Erleichterung zu empfinden, daß die Kinder so beschäftigt und abgezogen waren, sie sprach es auch gegen das junge Mädchen aus und ihr Ton und ganzes Wesen waren so herzlich und wohlwollend, daß sich Gabriele dankbar und glücklich fühlte. Die übrigen Glieder der Familie sah sie erst bei Tische wieder, wo sie Alle noch niedergeschlagener erschienen, als am vorhergehenden Abend.

(Fortsetzung folgt.)

Aus den Erlebnissen eines Arztes.

Mehr als jeder andere wissenschaftliche Beruf ist es der des Arztes, welcher in die innerste Werkstätte der Menschenseele seine tieforschenden Blicke wirft, und es ist aufrichtig zu bedauern, daß nicht noch öfter, als es geschieht, die Aerzte ihre Erfahrungen im Gebiete der Psychologie veröffentlichen. Sehr dankenswerth ist daher die Bereicherung, welche dieses Feld unserer Literatur soeben durch Dr. C. D. Mund in seinem bei Grunow in Leipzig verlegten Buche „Erlebnisse eines Arztes“ erfahren hat. Dasselbe enthält Erzählungen in novellistischer Form nach den Dictaten eines bejahrten, in Schönberg practicirenden Arztes, durch deren Herausgabe sich Dr. Mund den Dank der Leserswelt erworben hat. Es sei uns gestattet, eine dieser Erzählungen „Die Badekur“ im Auszuge hier mitzutheilen.

Seit mehren Tagen war die gute Stadt Schönberg in Aufregung, weil in zwei Reisewagen eine russische gräfliche oder fürstliche Familie angekommen war und die ganze Beletage des Gasthofes auf etliche Wochen gemiethet hatte. Die allerneuesten Nachrichten hatte Herr Schneller, der Gehülfe des Apothekers, —

und um seiner Mittheilungslust aus dem Wege zu gehen, hatte ich seit einigen Tagen das Betreten der Apotheke vermieden. Als ich endlich die Officin doch besuchen mußte, sprang mir der Provisor, ordentlich erleichtert, mit dem Rufe entgegen: „Denken Sie nur, werthester Herr Doctor, denken Sie nur! Der fürstliche Geheimsecretär daneben hat sich entpuppt. — In dem steckt ein Colleague von Ihnen. — Er hat nach Ihrer Wohnung und Sprechstunde gefragt.“ — „So! hat er?“ entgegnete ich ziemlich kühl und ging nach Beendigung meines Geschäftes weiter.

Dahheim fand ich wirklich eine Karte des Collegen, mit der Bitte, ihn heute gegen Abend zu bestimmter Stunde zu erwarten. Demgemäß war ich in der Dämmerung zu Hause und saß am Schreibtische, als der erwartete Besucher eintrat. Nach der ersten Begrüßung gab er sich als einen jungen russischen Arzt zu erkennen, der den Grafen Reiten aus Kurland als Leibarzt auf einer größeren Reise begleitete; die Hauptperson der Familie sei eigentlich der Schwesterjohn des Grafen, der junge Fürst Alexis, welcher krank sei, und zunächst lasse mich der Graf bitten, seinen Neffen zu besuchen.

Als ich mich am nächsten Vormittage pünktlich einstellte, theilte mir Graf Reiten das Wesentliche über die Erkrankung seines Neffen mit und führte mich darauf in ein entfernteres Zimmer, in welchem Fürst Alexis, mit einer seidenen Decke umhüllt, auf einem Ruhebette lag.

Ein Blick auf die feine zierliche Gestalt, die hochrothen Wangen und fieberhaft glänzenden Augen, sowie die Berührung der brennendheißen Hände genügten, um die Vermuthung eines vorhandenen Fiebers zu erregen, welche durch wenige Fragen vollständig bestätigt wurde. Nach wiederholter Prüfung ging mein entschiedenes Urtheil dahin, daß der angebliche Kranke an keiner Art von nachweisbarer körperlicher Krankheit leide und sprach diese meine Ansicht mit völliger Bestimmtheit dem jungen Fürsten aus. Als ich eines Nachmittags dieselbe wiederholte, richtete er sich halb auf und lästerte mit trübem Lächeln:

„Ich glaube selber, Doctor, daß Sie völlig Recht haben und klüger sind, als alle die weisen Herren in der Heimath — aber — ich bin dennoch krank! — Ich fühle mich so matt — so —“ Alexis stocste; — glühende Röthe überflog die bleichen Züge. Verwundert wollte ich nach dem Grunde so plötzlicher Erregung fragen, als das leise Rauschen eines seidenen Gewandes mein Ohr traf und die Augen des Fürsten sich mit schwärmerischem Ausdrucke auf einen hinter meinem Rücken befindlichen Gegenstand richteten. Ich wendete den Kopf und sprang auf, denn mit halbausgestrecktem Arme stand wenige Schritte hinter mir die Gemahlin des Grafen. Fürst Alexis sagte auf mich deutend: „Mein Freund, der Doctor Fichtner — meine Tante, die Gräfin Sophie! — Guten Abend, theure Tante —“

Die Gräfin begrüßte mich durch anmuthige Neigung des vollendet schönen Hauptes, und richtete an ihren Neffen eine theilnehmende Frage nach seinem Befinden.

„Erlauben denn die Herrschaften, daß ich mich empfehle? Der Herr Graf erwartet mich.“

„Gut, Herr Doctor! — Ich werde Sie begleiten. —“

Gute Nacht, mein lieber Freund! Gute Nacht, Alexis — schlafe wohl!“

Auf dem kurzen Wege nach dem Zimmer des Grafen stand ich mir, daß die grazids neben mir hinschwebende Dame ohne Frage die schönste mir noch vorgekommene Frau sei. — Ihr Gemahl stand am Fenster, in tiefes Sinnen versenkt, unseren Eintritt überhörend. Bei der halblauten Anrede der Gräfin: „Hier bringe ich den Herrn Doctor, der mich soeben versichert, daß Alexis ganz außer Gefahr sei!“ schrak der Sinnende zusammen und gab der Dame einen fast befehlenden Wink, uns zu verlassen. Mit zum Seiten einladender Handbewegung richtete er dann an mich die Frage, ob ich seinen Neffen genau untersucht und bereit sei, ihm die volle Wahrheit zu sagen?

„Das momentane kleine Unwohlsein des Fürsten, die Folge von Erkältung,“ begann ich, meine Worte wohl abwägend, „ist vollständig überwunden — und nach genauer Untersuchung des jungen Herrn und reiflicher Erwägung jeden Umstandes, halte ich mich zu dem Ausspruche berechtigt, daß er körperlich ganz und gar nicht krank ist und daß Alles davon abhängen wird, ob sich der Grund des unzweifelhaft bestehenden Seelenleidens erkennen und — beseitigen läßt, sonst dürfte es sehr wahrscheinlich sein, daß — daß Fürst Alexis rettungslos hinsiecht und ein Opfer der Schwindsucht wird.“

„Und der Grund dieses Seelenleidens?“

Ausweichend entgegnete ich, daß ich nicht die Ehre hätte, den Herrn Fürsten näher zu kennen, und daß ich mir gar nicht anmaße, ergründen zu können, was sich selbst der Wahrnehmung so genauer Bekannten und liebevoller Verwandten entzöge, die den Patienten ja seit seiner Jugend kennen.

„Gut gesprochen, Doctor! Was würden Sie denn aber nun rathen?“

„Was die Hauptsache ist, habe ich schon ausgesprochen. Ein Sommeraufenthalt in Salzbrunn in Schlesien, eine Brunnenkur daselbst können als Unterstützungsmittel nur vorzuziehlich sein — der Erfolg aber liegt in Gottes Hand! —“

„Doctor,“ sagte der Russe weich, indem er mir die Hand drückte, „Sie sind ein glücklicher Mensch — und ein braver! — Gute Nacht!“

So früh, als es mir schicklich schien, machte ich bei dem Grafen wiederum einen Besuch. Ich näherte mich der Thüre von des Grafen Zimmer, um anzuklopfen, da vernahm ich laute rauhe Worte in russischer Sprache, und dazwischen ein leises Weinen und die begütigenden Töne einer Frauenstimme. Ich klopfte an. Das Herein! des Grafen klang mir wie unwillig über die Störung; doch öffnete ich, und in demselben Augenblicke rief der Graf in vorwurfsvollem Tone: „Sophie!“ — Da trat ich ein und übersah mit einem Blicke die ganze Scene — der Graf, mit finster gerunzelten Brauen, lehnte an seinem Schreibtische und vor dem Sopha kniete die Gräfin auf der Erde, das Haupt in die Kissen gedrückt. „Sophie!“ ermahnte der Graf noch einmal — da erhob sich diese, wendete mir einen Augenblick das bleiche Antlitz, mit den seelenvollen, in Thränen schwimmenden Augen zu und schwankte aus dem Gemache. Der Graf aber strich sich mit der flachen Hand über Gesicht und

Bart und reichte mir die Hand entgegen, mich mit gewohnter Freundlichkeit anredend:

„Seien Sie mir herzlich willkommen, lieber Doctor. Ich wollte, Sie wären eine Viertelstunde früher gekommen, da wäre mir's erspart worden, der Gräfin Ihr Urtheil über unseren Alexis zu wiederholen — Sie hätten ihr Alles schonender und besser sagen können. — Morgen früh reisen wir ab. Sophie geht nach Berlin und wird dort im Hause unseres Gesandten bleiben. Ich, Alexis und der Doctor reisen nach Salzbrunn — und im Herbst, will's Gott, nach Italien. Jetzt aber, verzeihen Sie, muß ich einige Briefe schreiben. — Alexis weiß schon, daß wir reisen — Sie gehen wol zu ihm? —“

Den Fürsten fand ich in harmlosem Geplauder mit dem Collegen. — Bald klopfte es leise — und Kathinka, die eine Jose, trat ein mit der Frage, ob ihre Herrin wol nicht störe, wenn sie auf einen Augenblick zu den Herren komme? — Der Fürst äußerte ganz unbefangen, die Frau Gräfin sei stets willkommen. — Kathinka ging — und ich eilte, der Gräfin die Thüre zu öffnen, als sie schon hereinschwebte. —

„Ich komme, lieber Alexis, um Dich zu fragen, was ich etwa nach Petersburg bestellen soll. — Aber — mein Gott, was hast Du, Alexis? — Herr Doctor! — Was ist das?“

Was diese Frage veranlaßte, war seltsam genug. Alexis war beim Eintritt der Tante aufgesprungen und hatte, bald erröthend, bald wieder erbleichend, vor ihr gestanden. Jetzt fing er an zu zittern, schwankte und wäre zu Boden gesunken, hätte ich ihn nicht aufgefangen, um ihn sanft auf's Sopha gleiten zu lassen. — Er hatte die Augen geschlossen und große Tropfen drangen durch die Lider.

„Ist er ohnmächtig?“ hauchte die Gräfin, die Hand nach ihm ausstreckend.

„Nein, nein! Es ist vorüber, Tante! — Ein Schwindel, weiter nichts!“ antwortete Alexis statt meiner.

Die Unterhaltung floß bald in ruhigem Geleise fort. Nach einer Viertelstunde erhob ich mich, da mich die Pflicht abrief. Ich mußte über Land und kam am andern Tage erst nach der Abreise der gräflichen Herrschaften zurück.

Nach kurzer Zeit traf ein Brief des Doctors ein, in welchem er die Reise und ihre Ankunft in Salzbrunn schilderte. Sie waren Alle sehr zufrieden — vermisteten nur schmerzlich die Gegenwart der lebenswürdigen jungen Gräfin. — Wunderbarerweise schiene Fürst Alexis sie am wenigsten zu vermisten, und nur zeitenweise bemächtigte sich seiner eine ganz besondere Schwermuth. — Er rede aber oft und ohne jegliche Befangenheit von der Tante, und bedauere und nede den Dufel wegen der Trennung.

Wie eigen war es, daß Alexis die Trennung von der Tante so leicht ertrug, während sich doch eigentlich ein ganz anderer Erfolg hätte vermuthen lassen! — Dieses neue Räthsel beschäftigte mich ungemein, doch vergingen lange Wochen, ohne mir neue Nachricht von dem Ergehen der Familie und der weiteren Entwidlung zu bringen.

Die schönen Sommertage begannen schon ein wenig abzunehmen, als ich eines Abends über den Marktplay fuhr und plötzlich der Wagen anhält. An den Schlag desselben trat ein

junger Mann, in dem ich mit freudigem Erstaunen den jungen russischen Arzt erkannte.

„Sie hier?“ rief ich überrascht. — „Was macht denn die Gräfin? Was Alexis und der Graf?“

„Das sollen Sie Alles hören, lieber Doctor Fichtner, oder vielmehr sehen — Sie sind Alle hier — und warten drüben an dem Theetisch Ihrer. — Kommen Sie nur geschwind, Sie werden mit Verlangen erwartet!“

Im elegantesten Salon des Gasthofes fanden wir wirklich die gräfliche Familie am behaglich servirten Theetische. — Der Graf saß in einer Ecke des Sophas und blickte schalkhaft lächelnd auf den Fürsten Alexis, der mit strahlendem Gesichte die Hand der liebreizenden Tante inbrünstig küßte. — Bei unserem Eintritte wendeten sich die Gesichter uns zu, und auf den ersten Blick bemerkte ich die vortheilhafte Veränderung im Aeußern des Fürsten. — Glüd und Heiterkeit thronten auf der edlen Stirn und sprühten aus den glädelig leuchtenden Augen, deren Ausdruck sonst so krankhaft schmachtend gewesen war. Die Veränderung war so enorm und überraschend, daß ich kaum näher zu treten wagte, als fürchte ich, ein schönes Traumbild zu verschweuchen.

Ich war ganz verwirrt über den Anblick und die abenteuerlichsten Gedanken schossen mir durch den Sinn.

Da befreite die Gräfin, hold erröthend, ihre Hand und sagte zu mir gewendet:

„Von Anfang an haben Sie, verehrter Herr Doctor, ganz recht gesehen und unseres theueren Alexis räthselhaften Zustand vollkommen richtig beurtheilt. Seit Jahren liebt Alexis, wie es scheint, mit feltner Glut, und sein Hinsiechen war entstanden, weil er thörichte Weise seine Liebe unerwidert glaubte und die einer Vereinigung entgegenstehenden Hindernisse für unüberwindlich hielt.“

„Seit acht Tagen ist nämlich,“ erklärte der Graf, „unser theuerer Alexis der erklärte Bräutigam seiner Liebe, der lieblichen Schwester meiner Sophie, welche ihr auch sprechend ähnlich sieht, obwohl sie ein paar Jahre jünger ist.“

„O ja!“ versicherte der Fürst, „und trotzdem gleichen sich die Tante und meine süße Elisabeth so unbeschreiblich, daß ich jedesmal beim Anblicke der lieben Tante in die größte Aufregung gerieth, als ob Elise selbst mir nahe käme.“

„Uebrigens,“ sagte die Gräfin, „war es doch ein seltsames Zusammentreffen, daß ich den Brief mit Alexis' Geständniß seiner heißen Liebe zu Elisen gerade einige Tage nach einem anderen von ihr erhielt, in welchem sie erklärte, lieber auf ihr sämmtliches Vermögen verzichten und ins Kloster gehen zu wollen, ehe sie dem Better Vladimir ihre Hand gäbe. Unser seliger Vater hatte nämlich in seinem Testamente bestimmt, daß Elisabeth ihre Hand seinem Lieblingsneffen Vladimir reichen solle, oder wenn sie es vorziehe, etwa in ein Kloster zu gehen, sie durch Ueberlassung ihres ganzen Vermögens sich von Vladimir loskaufen müsse.“

„Und da Elisabeth,“ fiel der Graf ein, „unseren Alexis auch im Stillen geliebt hat, so hat sie es vorgezogen, auf ihr Vermögen zu verzichten. — Die Verständigung der beiden Liebenden war natürlich bald erreicht. — Aber, theuerste Sophie —

nun lasse eine Bowle Punsch bringen, um das Brautpaar leben zu lassen und auf die Gesundheit des braven Doctors anzustoßen, dessen Diagnose den ersten Grund gab, daß Alexis sein Schweigen brach.“

Mit ziemlich unbefangener Miene nahm ich die verschiedenen Lobsprüche und den Dank Aller in Empfang, — und erst auf dem Nachhausewege gestand ich mir, daß ich zwar das Vorhandensein einer leidenschaftlichen Liebe bei Alexis erkannt — in deren Gegenstände mich aber doch gar sehr geirrt hatte.

Friedrich,

Großherzog von Baden.

(Mit Stahlstich.)

Einer der in jeder Hinsicht gesegnetsten Länderstriche unseres großen Vaterlandes ist das Großherzogthum Baden, welches, ein blühender fruchtbarer Garten, die südwestliche Grenze deutscher Erde bildet. Zu diesen Segnungen des Bodens gesellt sich für Baden auch noch das Glüd, daß es in Großherzog Friedrich einen Fürsten besitzt, der in wahrhaft landesväterlicher Weise und staatsmännischer Klugheit die Geschide seines Volkes, das in Süd-Deutschland in geistiger Hinsicht eine so dominirende Stellung einnimmt, lenkt und leitet. Mit weiser und kluger Steuerkraft weiß er die schroffen confessionellen Gegensätze, so viel es nur immer eine relative Machtvollkommenheit vermag, zu glätten und zu runden, und gleich segensreich war sein Streben, in seinem Lande die zähe Tüchtigkeit norddeutscher Eigenart mit der elastischen Empfänglichkeit des Südens in wohlthuenden Einklang zu bringen.

Großherzog Friedrich Wilhelm Ludwig, geboren am 9. September 1826 zu Karlsruhe, ist der dritte Sohn des Großherzogs Leopold (geb. 29. August 1790, † am 24. April 1852) und der Großherzogin Sophie, des † Königs Gustav IV. Adolf von Schweden Tochter (geb. 21. Mai 1801, † 7. Juli 1865). Sein ältester Bruder hatte nur wenige Wochen gelebt, und die Thronfolge schien seinem zweitältesten Bruder, dem Prinzen Ludwig (geb. am 15. August 1824, † 22. Januar 1858) bestimmt. Beide Prinzen, mit den ausgezeichnetsten Naturgaben ausgerüstet, erhielten die sorgfältigste Erziehung unter unmittelbarer Oberaufsicht und Leitung ihrer erlauchten Aeltern, so daß sie in harmonischer Durchbildung des Geistes und Herzens in froher Jugendlust 1843 die schöne Universität Heidelberg bezogen. Sie verweilten daselbst, sich hauptsächlich staatswissenschaftlichen und historischen Studien widmend, bis 1845, nahmen dann längere Zeit einen auf diplomatische Fortbildung berechneten Aufenthalt in Wien und machten dann noch gemeinschaftlich größere Reisen.

Von diesen zurückgekehrt, besuchte Prinz Friedrich, obschon bereits in practischen Militärdienst getreten, doch noch 1847 zur Vollendung seiner Ausbildung die Universität Bonn, wo ihn namentlich Dahlmanns geistvolle Vorträge fesselten und auf seinen regen empfänglichen Geist ihren bestimmenden Einfluß übten. Die unheilvollen Jahre 1848 und 1849, die ja gerade



Nach einer Photographie

Nach dem Druck v. Meyer, Leipzig

Friedrich
Großherzog von Baden

Verlag der Thürischen Buchh.



Baden hart an den Rand des Abgrunds führten, wurden Prinz Friedrich die bitterste, aber zugleich auch lehrreichste Vorbereitungsschule für die hohe Stellung des Fürsten des Landes, zu dem ihn Gottes unerforschliche Wege, da Prinz Ludwig in eine, sich zum Trübsinn steigende Gemüthskrankheit verfiel, am 24. April 1852 beriefen. Prinz Ludwig nahm zwar an diesem Tage, wo Großherzog Leopold's Ableben erfolgte, die großherzoglichen Titel an, aber nur nominell, denn Prinz Friedrich war durch das Patent seines Vaters vom 21. Februar 1852 die Stellvertretung in der Regierung als Prinz-Regent übertragen worden, die er dann seit dem 5. September 1856 als Großherzog mit voller Souveränität fortführte, als die Ärzte den Zustand des Großherzogs Ludwig für unheilbar erklärt hatten.

Die Regierung des Großherzogs Friedrich kennzeichnet bis zu dieser Stunde herab edelste deutsche Gesinnung und das Durchdrungensein von der Schwere seiner Pflichten. Seine erste Handlung als Regent war, daß er nach Aufhebung des Kriegszustandes die Stände berief und die Verfassung wieder in ihre volle Wirksamkeit treten ließ. 1856 gab er sich bei seinem Aufenthalte in England und Belgien in eingehendster Weise dem Studium der freisinnigen constitutionellen Regierungsform hin. In Anerkennung dieses Strebens verlieh ihm am 4. Juni 1856 die Universität Oxford in feierlicher Sitzung die Doctorwürde. Im März 1860, als das Concordat mit Rom große Mißstimmung hervorgerufen, bildete Großherzog Friedrich aus den Mitgliedern der liberalen Opposition ein neues Ministerium, welches eine gänzliche innere Umgestaltung des badischen Staates auf Grundlage der Verfassung anbahnte. Wie aber die Verehrung für Badens Großherzog weit die Grenzen Badens überragt, bewies der Fürstentag zu Frankfurt a. M. im Jahre 1863, wo er eine der gefeiertsten Fürstlichkeiten war. Eine äußerst schwierige Stellung brachte ihm der deutsche Krieg dieses Jahres, aber auch während seiner Dauer wußte er höchst tactvoll das Wohl und die Stimmung seiner Untertanen mit seinen vorurtheillosen Intentionen zu verschmelzen und von ihm hoffen in erster Reihe die süddeutschen Patrioten, denen enger Particularismus nicht den Blick unfrei machte, eine baldige staatliche Consolidirung.

Großherzog Friedrich vermählte sich am 20. September 1856 mit Prinzessin Luise Marie Elisabeth, Tochter des Königs Wilhelm und der Königin Augusta von Preußen. Aus dieser Ehe gingen hervor: Der Erbgroßherzog Friedrich Wilhelm Ludwig Leopold August, geb. 9. Juli 1857, die Prinzessin Sophie Marie Victoria, geb. 7. August 1862, und der Prinz Ludwig Wilhelm Carl Friedrich Berthold, geb. 12. Juni 1865.

Blicke in die Runde.

Literatur. Ein edles Frauenherz. Ein Roman von Ernst Freiherrn von Vibra. Drei Bände. Jena und Leipzig, Hermann Costenoble. 1866. Der vorliegende Roman ist wiederum mit jener geistvollen Eigenthümlichkeit ge-

schrieben, die alle belletristischen Werke Vibra's kennzeichnet und ihm eine ziemlich scharf begrenzte Gemeinde von Lesern geschaffen hat. Die Detailmalerei ist auch diesmal dem Herrn Verfasser meisterlich gelungen und das psychologische Moment mit gewohnter Feinheit behandelt.

Die Collection of British Authors Tauchnitz Edition hat kürzlich wieder durch „The Speeches and Addresses of His Royal Highness the Prince Consort“ eine sehr nennenswerthe Bereicherung erfahren, auf die wir unsere Leser aufmerksam zu machen nicht verfehlen wollten.

Unter den Papieren aus dem Nachlasse Heinrich Heine's, die zu Wien im Besitze seines Bruders Gustav Heine sind, fanden sich bei einer kürzlichen Durchsicht auch höchst interessante Aufzeichnungen seiner Schwester aus den Jugendjahren des Dichters vor. Dieselben sollen nächstens gesichtet und veröffentlicht werden.

Eine illustrierte Wochenschrift für das Gesamtinteresse des Judenthums, die demnächst in's Leben treten soll, betitelt sich „Die Laubhütte“. Der Herausgeber ist Alfred Schönwald in Hamburg.

Nicht Sarzeau, wie wir neulich mittheilten, sondern Sarzeau auf der Halbinsel Rhuy's in der Bretagne, ist der Geburtsort von Lesage, welcher, wie sich jetzt erwiesen hat, nicht, wie man bisher ziemlich allgemein annahm, den 8. Mai, sondern den 8. November 1668 geboren wurde.

Karl Müller in Prag hat einen Aufruf an Oesterreichs Schriftsteller erlassen, worin er sie zu Beiträgen für das Jahrbuch „Austria“ einladet. Der Reinertrag des Unternehmens wird an die Witwen und Waisen der in den Kämpfen gebliebenen Krieger vertheilt werden.

Thecla von Gumpert, die bekannte Jugendschriftstellerin, hat unter dem Titel „Der alte Stelzfuß“ eine kleine Erzählung drucken lassen, welche zum Besten sächsischer Invaliden und Soldatenfamilien erschienen und für 2½ Sgr. zu haben ist. Nicht blos des edlen Zweckes wegen, sondern auch um des wirklich gediegenen Inhaltes willen, sei die freundliche Gabe hiermit recht angelegentlich empfohlen.

Ein neues Prachtwerk geht aus den Officinen der Hachette'schen Buchhandlung in Paris hervor, nämlich eine mit mehr als dreihundert Zeichnungen von Gustav Doré geschmückte Ausgabe der Fabeln von La Fontaine.

In Wien erscheint eine neue officiöse Zeitung unter dem Titel „Wiener Journal“ anstatt des eingegangenen „Wiener Tageblattes“. Die Hauptkräfte des neuen Organs werden Hofrath Warrens und J. Tuvora sein.

Theater und Musik. Am Stadttheater zu Chemnitz machte Fräulein Anna Ulrich, eine Schwester der gefeierten Pauline Ulrich, in der Rolle der „Anna Liese“ ihren ersten theatralischen Versuch. Das bedeutende Talent der Kunstjüngerin wird durch eine vortheilhafte Bühnenercheinung, wie durch ein schönes klangvolles Organ wesentlich unterstützt, und das zahlreich besuchte Haus zeichnete ihre vom ernstesten Studium zeugende Leistung auf jede Weise aus.

Von Betty Paoli ist bei Sommer in Wien ein Lebens- und Charakterbild von Julie Rettich erschienen. In Paris sieht man mit Spannung der Veröffentlichung des „Tagebuches Talma's“ entgegen. Dasselbe wird viele interessante Einzelheiten in kurz und einfach gehaltenen Notizen bringen.

Der König von Württemberg hat dem Componisten Wilhelm Speidel zu Stuttgart die große Medaille für Kunst und Wissenschaft verliehen.

Aus Neu-York schreibt man über das erste Auftreten Davison's: „Das Stadttheater hatte für den ersten Davison-Abend (Shylok) ein Festgewand angelegt, Alles in Gala, die Zuschauerräume, die Bühne und selbst die Logenschließer. Mit der zweiten Scene des ersten Actes begann eine Ovation, wie solche hier zu Lande noch keinem Künstler dargebracht wurde“ u. s. w.

Nach einem Schlummer von 36 Jahren ging auf der k. Hofbühne zu Dresden „Das öffentliche Geheimniß“, Lustspiel in fünf Acten, nach Calderon und Gozzi in der Uebersetzung von Lembert, neu einstudirt in Scene. Unter den Darstellenden errangen die Damen Ulrich und Langenhaun den Preis.

Im k. Schauspielhause zu Berlin wurde mit theilweise neuer Besetzung Goethe's „Egmont“ gegeben. Herr Karlowa spielte die Titelrolle zum ersten Male und fand reichsten Beifall. Nicht minder excellirten die Damen Erhardt und Zachmann als „Elärchen“ und „Regentin“.

Niemann hat seine Thätigkeit an der k. Oper zu Berlin mit dem „Tannhäuser“ begonnen. Frä. Grün sang die „Elisabeth“ sehr ansprechend. Pauline Lucca ist von schwerer Krankheit wieder genesen und als „Berline“ in „Fra Diavolo“ unter dem Jubel des ausverkauften Hauses aufgetreten.

Richard Wagner soll den Text zu einer neuen Oper „Toll“ vollendet und mit dessen Composition begonnen haben.

Von Peter Lohmann, diesem tüchtigen und rüstigen Kämpfer der musikalischen äußersten Linken, ist vor Kurzem der dritte Theil seiner dramatischen Schriften (Leipzig, Verlag von Matthes) erschienen, welcher sechs „Musikdramen“ enthält. Dieselben sind poetisch erfunden und durchgeführt und verdienen gute Componisten zu finden. Auf ein Honorar, dem Tonseker gegenüber, verzichtet Lohmann, wie er in der Vorrede erklärt.

Der Titel der neuesten Oper des greisen Auber, die er für die pariser komische Oper schreibt, ist nunmehr bekannt geworden und lautet: „Der erste Glückstag“. Der Text ist von Dumas.

Im k. k. wiener Hofopertheater hat ein Fräulein Adrienne Dits Probe gesungen und durch ihren umfangreichen prachtvollen Alt einen glänzenden Erfolg erzielt.

Von Paul Heyse erhielt die k. Generalintendantin zu Berlin ein neues Schauspiel zugesandt: „Die Göttin der Vernunft“.

In Paris und dessen Umgebung werden demnächst fünf neue Theater eingeweiht und eröffnet: Das „Théâtre des Menus-Plaisirs“ auf dem Boulevard de Strasbourg, ein zweites in der Rue Lafayette, ein drittes in der Rue St. Honoré, ein viertes in Passy und ein fünftes in St. Germain.

Das Theater zu Meiningen bleibt Hoftheater und ist Herr

Grabowsky aufs Neue als dessen artistischer Leiter vom Herzog Georg angestellt worden.

Der Schauspieler Haase ist unter den glänzendsten Bedingungen und weitgreifendsten Zugeständnissen zum herzoglich coburgischen Hoftheaterintendanten ernannt worden.

Auf dem Stadttheater zu Leipzig wurde das Lustspiel von Roderich Benedix „Ein Lustspiel“ nach langer Pause mit neuer Besetzung wieder aufgeführt und fand wie früher ungetheilten Beifall. Herr Hanisch „Vergheim“ sowie die Damen Link, Guinand und Göb, „Franziska“, „Ernestine“ und „Agnes“, spielten ganz vorzüglich.

Bildende Künste. Der großherzogliche Schloßgarten zu Karlsruhe hat durch die Aufstellung der Marmorgruppe Steinhäufers, Hermann und Dorothea, einen neuen herrlichen Schmuck erhalten. Der Künstler stellt das jugendliche Paar in dem Augenblicke dar, in welchem Hermann die Geliebte durch die reichen Kornfelder dem väterlichen Hause zuführt: „Also gingen die Beiden entgegen der sinkenden Sonne“. Dieser Vers, auf dem Sockel eingegraben, bezeichnet die Handlung. Die Gruppe ist in Marmor aus dem tiroler Steinbruch von Gölflan bei Schlanders ausgeführt, ein Stein, welcher dem Marmor von Carrara an Schönheit gleich, ihn an Härte so sehr übertrifft, daß er auch rauherem Klima widerstehen und daher im Freien aufgestellt zu werden geeignet ist.

Aus Anlaß der diesjährigen Gemälde-Ausstellung zu Brüssel sind folgende Auszeichnungen vertheilt worden: Der Maler Ingres zu Paris erhielt das Comthurkreuz des belgischen Nationalordens; das Officierkreuz zwei Belgier und zwei Franzosen: Robert (Brüssel), Verlat (Antwerpen), Josef Stevens und M. Thomas (Paris); von den vierzehn Ritterkreuzen kommen fünf auf belgische Künstler, ebensoviel auf Franzosen, zwei auf die englischen Maler Frith und Stanfield, eins auf den genfer Maler Van Muyden und eins auf den berliner Bildhauer Begas. Die goldene Medaille ist zehn Künstlern (acht Belgiern und zwei Parisern) zuerkannt worden.

Der frühere Dombauplan soll in Berlin vom Könige wieder aufgenommen worden sein. Einige Künstler sind beauftragt, neue Entwürfe auszuarbeiten, wobei nach ausdrücklicher Anweisung des Königs der Dom zu Regensburg als Muster genommen werden soll.

Die Ausführung der vom nordamerikanischen Congress votirten Statue des ermordeten Abraham Lincoln ist einer Dame, einer Miss Minnie Rearn, anvertraut worden.

Die anatomischen Studien des Leonardo da Vinci, welche in der Bibliothek der Königin von England zu Windsor aufbewahrt werden, sollen mit Beginn des nächsten Jahres in facsimilirten Nachbildungen herausgegeben werden.

Die Ausstellung der k. Akademie der Künste zu Berlin wird am 9. November geschlossen werden.

Dr. D. L.—I.

Modenbericht.

Die Kleider werden von Tag zu Tage mehr der eigentlichen Empireform angepaßt, das heißt die Taillen werden immer kürzer und die Röcke immer schräger zugeschnitten; der obere Theil derselben liegt ganz dicht am Körper an und der untere Theil erweitert sich zu einem beträchtlichen Umfange, indem der Stoff da nicht allein in seiner vollen Breite verwendet, sondern sogar noch durch die oben weggefallenen keilförmigen Stücke erweitert wird. Diese sogenannten Fourreaurocke haben natürlich etwas Kahles, Monotonies, da ihnen der frühere graziose Faltenwurf fehlt; dies sucht man nun durch die Hinzufügung von Schößen, breiten dreitheiligen Schärpen und am häufigsten durch Anbringen der Peplumschöße wieder gut zu machen. Zu allen eleganteren Kleidern wählt man vorzugsweise einfarbige glatte Seidenstoffe, wie Atlas, Grosgrain, Noire, Poulx de Soie oder starken Taffet, da sich alle gemusterten oder gestreiften Stoffe weniger gut zu dem herrschenden Genre der Façon eignen würden. Im Bereiche der Phantasiestoffe aus Wolle, Seide und Wolle oder Wolle und Baumwolle hat man bloß die über und über gestreuten Knickerbrockermuster, Streifen und Punkte. Alle Nähte dieser Kleider verziert man gern mit abstechendem Passepoil, bei dem man ziemlich starke Schnur unterlegt, um die Streifen mehr hervortreten zu lassen.

Wir hatten in den letzten Tagen Gelegenheit, die ersten neuen Winterhüte zu sehen, deren kleine Form bis auf Weiteres noch beibehalten worden ist; es giebt deren übrigens für jeden Geschmack und jedes Alter passende, und es kommt nur auf die Damen selbst an, sich eine für ihr Gesicht, ihre Art des Haarputzes und ihre Jahre geeignete Form zu wählen. Da war erstens ein Empirehut aus schwarzem Sammet mit einem Kopf aus schwarzen Spizen, der mit ponceaurothen Glockenblumen verziert war; das Bandeau inwendig war aus ponceaurothem Atlas und die von außen auslaufenden Bindebänder aus schwarzem Sammet. Ein anderer schwarzer Sammethut war mit weißer Guipure aufgeputzt, welche überhaupt eine der beliebtesten Verzierungen bildet; die Bindebänder aus schwarzem Sammet waren ebenfalls mit schmaler Guipure besetzt und über dem linken Bindeband außen am Schirm prangte ein sehr großes Pensée aus violetter und weißem Sammet mit kristallinen Staubfäden, während inwendig an der rechten Seite eine ähnliche, etwas kleinere Blume angebracht war.

Ein Fanchonhütchen bestand aus weißem Atlas und war auf hinten zu mit einer viereckigen Catalane aus weißer perlenverzierter Guipure bedeckt, die nach oben wie nach unten ausgehugt und mit Perlenghänzen versehen war. Von der Mitte des Schirms aus ging ein gerolltes und mit Perlen benährtes Atlasband, welches in blauen Bindebändern endigte; inwendig befand sich eine blaue Krepprose inmitten von Blondenrosetten.

Ein sogenannter Graziosahut hatte einen Kopf aus perlgrauem Sammet, während der Schirm aus weißem Tüll und grauen Maraboutfedern zusammengesetzt war. Inwendig hatte man blaue Weintrauben mit bereistem Laube angebracht und die Bindebänder bestanden aus weißem Atlas.

Einer jener neumodischen runden Hüte mit sehr niedrigem

platten Kopfe war aus schwarzem Sammet; der Kopf war mit einem Reze aus schwarzem Tüll, schwarzen und weißen Perlen bedeckt und mit einer auf den Rand fallenden Perlenfranse umgeben, während vorn ein Bouquet kleiner, gekräuselter weißer Federn angebracht ist. Inwendig läuft um den Rand eine mit Schmelz vermischte Tüllruche; der Hut wird mit weißen Atlasbändern unter dem Kinn gebunden, doch fallen noch außerdem an beiden Seiten schwarze breite Sammetbänder herab.

Anderer runde Hütchen aus grauem Filz oder Sammet sind mit rothem Sammet eingefasst und mit einer Guirlande von wildem Wein und rothen Beeren umgeben, die weit über den Rand bis auf den Rücken herabhängt.

Zum Schlusse wollen wir noch einer recht eleganten, zierlichen Neuigkeit zur Wintertoilette erwähnen; dieselbe besteht in Kragen und Manschetten aus schwarzem Sammet, mit schwarz und weißen Federn oder mit Pfaufedern besetzt; die Form des Kragens ist die Shakespearesform mit großen Zacken und man trägt sie zur Promenadetoilette.

Modenblatt No. 52. (832.)

(Originalbilder des *Moniteur de la Mode*.)

Wegen verspäteten Eintreffens dieses Bildes aus Paris war es uns unmöglich, die Beschreibung desselben rechtzeitig zu liefern und geben wir dieselbe in Nr. 44.

Fenilleton.

Trane, schone, wem? In Frankreich ereignete sich kürzlich folgende Thatsache: Es war an einem der wärmsten Junitage; der Himmel war von dem reinsten Blau; die senkrecht herabfallenden Sonnenstrahlen erhitzten die Schienen der von Bourdeaux nach Paris führenden Eisenbahn und der sich nach der Hauptstadt bewegende Schnellzug hielt in Ruffec, dem classischen Lande der Gänseleberpasteten und dem Gutsitze des berühmten de Saint-Simon an. Hier öffnete der Oberconductor des Zuges rasch die Thüre des Damenwaggonns und bat die Inhaberinnen desselben, einem Reisegefährten männlichen Geschlechts die Aufnahme in ihr Gynäceum zu bewilligen, der nirgends Platz finden könne, da alle Waggonns vollständig besetzt seien. Das schöne Geschlecht ist mitleidig und die vier Inhaberinnen des Waggonns — zwei Damen und deren zwei Kammerjungfern — bewilligten, ohne sich lange bitten zu lassen, die Ermächtigung, um die man sie gebeten hatte.

Der in dieses Frauen-Quartett zugelassene Herr beeilte sich sofort, in den Waggon einzusteigen und den Damen, die ihn aufzunehmen eingewilligt hatten, in den gewähltesten Worten seinen Dank auszusprechen. Es war ein großer Mann mit glänzend schwarzen Haaren, feurigen Augen und granatrothen Lippen. In seinen Blicken, in seinen Manieren, in der Art sich auszudrücken bemerkte man jenes reizende Sichgehenlassen, jene herzliche Offenheit, deren Monopol die Landsleute des Ritters

d'Artaguan bewahrt zu haben scheinen. Als man in Poitiers ankam, hatte er schon die Gelegenheit gefunden, den beiden Damen zu erzählen, daß er einer der reichsten Familien des südlichen Frankreichs angehöre und daß er sich nach Havre begeben, um dort sehr große finanzielle Operationen zu beendigen. Zu derselben Zeit zeigte er sich gegen diese Damen als der aufmerksamste Reisegesellschafter; er schloß das Fenster, wenn der Wind zu stark blies und schloß die Vorhänge, sobald die Sonne zu heiß schien. Fuhr ein Zug in entgegengesetzter Richtung vorüber, der durch sein Geräusch die Damen erschreckte, so bemühte er sich, sie zu beruhigen und ihnen aus einer Bonbonniere von vergoldeter Schokolade Pastillen von Pfeffermünze und Schokolade anzubieten.

In Châtellerauld sagte die ältere Dame der jüngern, die ihre Verwandte war, Lebwohl und stieg mit ihrer Kammerjungfer aus, um sich mit derselben in ein in der Umgegend gelegenes Landhaus zu begeben. Somit blieb der Herr mit der jungen Dame und ihrer Kammerjungfer allein. Mit einer zarten Rückhaltung, welche eine ausgeprägtere Schattirung nicht ausschloß, wußte er durch seine Unterhaltung die schöne Witwe zu bezaubern, denn eine solche war es.

Der Rest der Reise war für ihn eine Reihe von gleichzeitig sentimentalen und beachtenswerthen Halteplätzen; in Tours bot er der Dame die Hand bei dem Heraussteigen und in Orleans den Arm beim Einsteigen; in Stampes bat er um die Erlaubniß, bei seiner Rückkehr von Havre bei der Witwe einen Besuch machen zu dürfen und in Choisy-le-Roi erhielt er diese Erlaubniß. Acht Tage nachher schellte er an der Thüre seiner Braut und wurde sofort in ihr Zimmer geführt. Er kam am folgenden Tage wieder, ebenso übermorgen und die folgenden Tage.

Welches Geheimniß theilte er seiner Braut während ihrer vielfachen Unterredungen mit? Unter andern das folgende. Vermittelt Spörsenspeculationen sei im jetzigen Augenblicke leicht ein großes Vermögen zu gewinnen. Er, Alfred B., sei schon mehr als zur Hälfte in einem Geschäfte der Art verwickelt und wenn er sicher gewesen sei, einen Theilnehmer zu finden, welcher baares Geld eingeschossen hätte, um die Kosten seiner Lage zu theilen, so hätte er ihm im voraus mehre Millionen reinen Gewinn verbürgt. . . . Aber wo sollte er diesen Theilnehmer finden?

Kaum hatte er diese Frage ausgesprochen, als die Witwe an einen eleganten Schreibschrank ging und aus einem Fache ein Portefeuille herausnahm, welches vierzig Stück Tausendfranken-Banknoten enthielt, die sie ihrem Bräutigam ohne irgend einen Empfangschein übergab. Acht Tage später machte er ihr einen neuen Besuch, stellte eine neue Bitte an sie und als ein neues Zeichen ihres Vertrauens übergab sie ihrem zukünftigen Gatten die Summe von 25,000 Fr., die sie sich durch den Verkauf österreicher und spanischer Eisenbahnactien verschafft hatte.

Der verliebte Speculant dankte, steckte das Geld ein und entfernte sich mit dem Versprechen, am nächsten Tage wiederzukommen. Eitles Versprechen! Seit einem Monate hat die Witwe ihren Bräutigam nicht wieder gesehen und diese auffallende Abwesenheit, verbunden mit dem Verschwinden der 65,000 Franken, hat die Dame bestimmt, die Sache bei den Gerichten anhängig zu machen.

Wird es den Anstrengungen der Polizei gelingen, diesen

Industrieritter ausfindig zu machen? Wir halten das nicht für unmöglich, bezweifeln aber sehr, daß die guten Banknoten sich noch bei ihm finden und daß die schöne Witwe je wieder in den Besitz jener 65,000 Fr. kommen wird. C.

Gründliche Erwartung. Laurent, einer der beliebtesten pariser Komiker, das personifizierte Lachen, ergriff wie so viele Andere gegen den Willen seiner Familie die theatralische Laufbahn. Besonders war es sein Vater, der sich diesem Berufe feindlich gezeigt hatte; er verzieh dem Sohne erst, als er durch das Gerücht und alle Journale vernommen, daß sein Erstgeborener eine Berühmtheit, ein Liebling des pariser Publicums geworden sei. Da entschloß er sich auch einmal, seinen väterlichen Beifall mit dem allgemeinen Applaus zu vereinigen und seinen Sohn spielen zu sehen.

Als er das Theater betrat, war er ohne Zweifel der Meinung, er werde den „tollen Jungen“ wenigstens als Don Juan, als großen Herrn in reichverzierter Kleidung erblicken, wie er das Gold mit vollen Händen ausstreue.

Aber anstatt dessen gab Laurent eben eine Bedientenrolle, irgend einen albernen Tölpel, und sein Vater war außer sich vor Grimm und Schmerz, als er nach der Vorstellung nach Hause kam.

— Nun, Alter, was hast Du denn? fragte seine Frau ganz erschrocken.

— Ach, sei mir still, Alte, sprich mir gar nicht mehr von dem Jungen. Es ist schändlich, schmachvoll! Stell' Dir vor, er kann nicht ein einziges Wort sagen, ohne von aller Welt ausgelacht zu werden. Da erzieht man nun seine Kinder, damit sie von den Leuten verspottet und verlacht werden! — r.

Der elektrische Telegraph. In Bezug auf die ersten Versuche des elektrischen Telegraphen erzählt man sich folgende rührende Anekdote. Die Scene ereignete sich in dem Salon eines Hôtels in Washington.

— Wahrhaftig, mein Herr, sagte ein Mann in dem kräftigsten Lebensalter zu dem Besitzer des Hôtels, haben Sie die Güte, mir meine Note machen zu lassen, damit ich die Hauptstadt möglichst schnell verlassen kann.

— Was, schon jetzt?

— Sicher. Wenn ich einen Tag länger in Washington bliebe, so würde ich nicht die Mittel haben, meine bescheidenen Ausgaben zu bezahlen. Ich bin buchstäblich mit meinen Hilfsquellen am Ende.

— Sie brauchen indessen in Bezug auf die Bewilligung der 30,000 Dollars, die Sie erwarten, noch nicht zu verzweifeln. Hat das Repräsentantenhaus sie nicht votirt?

— Ich weiß es, aber dieses Votum muß von dem Senate genehmigt werden. Nun dauert aber die Session nur noch zwei Tage, und da die hohe Versammlung noch 143 Bills zu prüfen hat, ehe sie an die kommt, die mich betrifft, so glaube ich meine Sachen einpacken zu können.

— Es wird für das nächste Jahr sein.

— Das nächste Jahr werde ich meinen elektrischen Telegraphen nach Europa gebracht haben, wenn man ihn dort will.

Und der berühmte Professor Morse — er war es — erhob seine Arme gen Himmel und rief wie der verbannte Scipio: „Ingrata patria!“

Diese Unterhaltung war von einer jungen Dame, die eben durch den Salon ging, vernommen worden, und sie sagte zu dem Gelehrten:

— Muth, mein Herr, ich werde Sie beschützen!

— Sie, mein Kind!

— Ja, ich; ich bin Miß Ellsworth, die Tochter des Directors des Patentbureaus.

— In der That, ich kenne Ihren Herrn Vater.

— Wenn Sie ihn kennen, so müssen Sie auch wissen, daß wir in unserem Hause viele Senatoren empfangen.

— Nun wohl!

— Nun wohl, ich werde diese Herren sehen und ihnen sagen: „Sihen Sie, wenn es sein muß, Tag und Nacht, aber trennen Sie sich nicht, bevor sie dem Professor Morse die 30,000 Dollars bewilligt haben, die er bedarf, um sein Vaterland mit einer Entdeckung zu bereichern, welche das Gegenstück zu der Fulton's machen wird.“

— Dank, mein Fräulein; aber ich befürchte sehr, daß alle Ihre Anstrengungen sich als nutzlos herausstellen werden.

— Entmuthigen Sie mich nicht und versprechen Sie mir Washington nicht vor übermorgen Morgens zu verlassen. Sie wissen, daß das, was eine Frau will — die Senatoren auch wollen müssen.

— Gut, ich werde bleiben.

— Sie schwören es?

— Ich schwöre es.

Zwei Tage nachher schlug Miß Ellsworth am frühen Morgen den Weg nach dem Hotel ein, wo wir sie bereits gesehen haben, begab sich muthig in das Zimmer des Erfinders, der sich noch im Bette befand, und mit der freien Zwanglosigkeit einer Yankee von Race und Erziehung, vor Freude kaum Athem holen könnend, ließ sie sich fast eher auf den Stuhl am Kopfende des Bettes fallen, als daß sie sich niederlegte, und indem sie fröhlich ihre Hände zusammenschlug, sagte sie zu ihrem Schülkinge:

— Wie ich es Ihnen sagte!

— Was? fragte der ganz bestürzte Gelehrte.

— Das Votum Ihrer Bill ist diese Nacht um 4 Uhr, einige Secunden vor dem Schluß der Sitzung genehmigt worden. Unsere weisen Väter schliefen allerdings ein wenig, aber ich war auf einer Tribune zugegen und erinnerte sie mit einem solchen Blicke an das mir ertheilte Versprechen, daß Keiner von ihnen zu schlafen wagte, ehe es erfüllt war. Uebrigens ist hier der Globe officiell von diesem Morgen. Lesen Sie!

Der Professor Morse ergriff die Hand des jungen Mädchens und während er einen achtungsvollen Kuß darauf drückte, fühlte sie eine brennende Thräne, die längs ihrer hübschen rosigen Finger herabließ.

Sechs Monate nachher functionirte der neue Telegraph zwischen Baltimore und Washington und die von den Flügeln der Electricität abgefertigte erste Depesche war an Miß Ellsworth gerichtet. Sie enthielt nur ein Wort, einen Ruf der Erkenntlichkeit: „Dank!“

C.

Wohin die Eifersucht führt. Ein seit kurzem verheiratheter junger Diplomat, der am französischen Hofe accreditirt ist, empfing vor einiger Zeit folgendes Briefchen:

„Mein Herr!

Ihre Gätin, Frau v. K., hat morgen früh ein Rendezvous im vincenner Wäldchen, um 10 Uhr fährt sie hin, folgen Sie ihr.“

Am nächsten Morgen saß der Gemahl richtig, ganz außer sich, schon lange vor 10 Uhr in einem Fiacre, den er seiner Wohnung gegenüber halten ließ; um 10 Uhr kommt wirklich seine junge Frau zur Thüre heraus, geht durch etwa zwei Straßen und besteigt dann einen geschlossenen Wagen. Der eifersüchtige Gatte ließ ihr nachfahren und als sie in den Zweispänner gestiegen war, rief er seinem Kutscher zu: — Kutscher, zwei Louisd'or, wenn Sie diesem Wagen folgen!

Der Kutscher fährt zu, daß die Funken sprühen; kurz vor dem Boulevard du Prince Eugène kommt ihnen ein Karren in den Weg, so daß sie nicht gut ausweichen konnten.

Der Diplomat ruft aber: — Vorwärts, Kutscher, vorwärts!

Der Fiacre fährt sich fest und bricht eine Axt. Der Diplomat springt heraus und setzt seinen Weg athemlos zu Fuß fort. Nach einer Weile trifft er den Wagen einer Wäscherin, springt hinauf, reißt ihr den Zügel weg und schreit die entsetzte Frau an:

— Sie erhalten hundert Francs, ich habe Eile. Vorwärts!

Endlich holt er das Coupé seiner Gattin wieder einigermaßen ein, das etwas langsamer fuhr; aber der arme Gaul der Wäscherin, der an solche Parforce-Touren nicht gewöhnt war, stürzte nun und riß den Wagen mit um. Herr K. fällt in den Staub, mitten unter die schmutzige Wäsche, verlegt sich die Hand, wirft der heulenden Frau einige Goldstücke zu und kommt beschmüzt, schweißtriefend, athemlos und rasend vor Schmerz und Zorn in dem Augenblicke an dem Bestimmungsorte an, als seine Gattin aus dem Wagen steigt. Ganz toll stürzte er auf sie zu und rief:

— Madame, weshalb sind Sie hier?

— Um Sie nach Hause zu führen, lieber Freund.

— So, und dies Billet? Lesen Sie!

— Man hatte mir gesagt, daß Sie eifersüchtig seien, jetzt bin ich dessen gewiß!

Beschämt stieg der Diplomat mit seiner Gattin in den Wagen und fuhr nach Hause.

—r.

Strenges Subordinationsgefühl. In einer kleinen mitteldeutschen Stadt, in der für gewöhnlich eine ziemlich bedeutende Garnison lag, gab jüngst die Frau Oberstin eine splendide Kaffeegesellschaft, in der man fast nur Klagelieder hörte, daß die Eheherren noch immer in fremdem Lande weilen müßten. Die Frau Hauptmännin, eine junge muntere Dame, wollte dem eintönig werdenden Gespräche eine andere Wendung geben und sagte deshalb zu einer neben ihr sitzenden Frau Leutnantin, welche, auf dem Lande erzogen und nicht lange verheirathet, noch sehr schüchtern und einsylbig war:

— Liebe Frau v. S. Ich habe diese Nacht von Ihnen geträumt.

Frau Ltnt. v. S. zupfte verlegen an ihrem Taschentuche und erwiderte erröthend:

— Ach, Frau Hauptmännin, verzeihen Sie, das wäre eigentlich meine Schuldigkeit gewesen.

Eine millidige Secte. Eine alte Dame trieb ihre Zuneigung für Thiere aller Art bis zur Manie; ihr Haus war das Eldorado der Hunde und Katzen, das Paradies der Vögel. Nur Eines beun-

ruhigte die Katzen — daß sie gestraft und geschlagen wurden, wenn sie Mäuse fingen und fressen wollten.

Diese Dame wurde eines Tages durch eine abscheuliche große Brumm- und Stechfliege auf die unangenehmste Weise in ihrem Mittagschläschen gestört und unaufhörlich von der rastlos sie umsummenden Quälerin beunruhigt. Da verlor sie die Geduld und klingelte ihrem Bedienten.

Jean, sagte sie zu ihm, fange mir vorsichtig diese Fliege, thu' ihr aber ja nichts zu Leide und setze sie so sachte als möglich vor das Fenster.

Nach einiger Zeit war es Jean geglückt, die Fliege zu fangen; er hielt sie zwischen Daumen und Zeigefinger fest und ging leise hinaus.

Zwei Minuten darauf kam er jedoch mit seiner Fliege wieder in das Zimmer.

— Nun, Jean, hast Du das arme Thier draußen fliegen lassen?

— Ach nein, gnädige Frau, ich wagte es nicht, es regnete! So bringe ich denn das Thierchen lieber wieder herein. —r.

Eine Wiedererkennungsscene. Eine Dame aus den americanischen Südstaaten kam kürzlich nach Neu-York und besuchte dort eines Sonntags die Kirche, wo eben ein sehr beliebter Prediger eine zahlreiche elegante Zuhörererschaft um sich versammelt hatte. Bald darauf trat eine sehr fein gekleidete, offenbar den vornehmen Ständen angehörige Dame auch ein und ließ sich neben der südstaatlichen Fremden nieder. Nach beendigtem Gottesdienste ersuchte die Fremde die Neu-Yorker Dame auf das Höflichste, einen Augenblick mit in die Sacristei zu treten, da sie ihr eine Mittheilung zu machen habe.

Ganz neugierig folgte die Angeredete dieser Aufforderung und trat mit in die Sacristei, wo die Südländerin in Gegenwart des Geistlichen folgende Worte an sie richtete:

— Madame, ich möchte Sie um keinen Preis beleidigen, aber ich muß Ihnen sagen, der Shawl, den Sie tragen, gehört mir.

Der fragliche Shawl war ein prachtvoller Kaschmirshawl, und die Neu-Yorkerin protestirte gegen die Worte der Fremden, indem sie meinte, hier müsse ein Mißverständnis vorwalten. Jene aber entgegnete: — Wenn Sie die Ecken des Shawls untersuchen wollen, so werden Sie in einer derselben die Anfangsbuchstaben meines Namens eingestickt finden.

Nach wenig Augenblicken fanden sich denn auch die bezeichneten Buchstaben.

Hierauf bemerkte die Südländerin: — Der Ring, den Sie an der linken Hand tragen, ist ebenfalls mein und wenn Sie sich die Mühe nehmen, die inwendige Seite desselben zu betrachten, werden Sie daselbst die nämlichen Anfangsbuchstaben eingravirt finden.

Ganz bestürzt zog die Dame den Ring ab und sah auch richtig wieder die Namensschiffre der Fremden.

Aber diese wandte sich nochmals zu ihr und fuhr fort: — Verzeihen Sie, Madame, aber auch dieses Armband ist mein Eigenthum und wenn Sie an die auf der Innenseite befindliche Feder drücken, wird es aufspringen und Ihnen mein Porträt zeigen.

Die arme Neu-Yorkerin drückte mechanisch auf die angegebene Feder und betrachtete kaum das wohlgetroffene Miniaturporträt

der Fremden, sondern legte Ring und Armband eilig in deren Hände, indem sie ängstlich sagte: — Ich sehe, dies ist Ihr Eigenthum und ich erstatte es Ihnen gern zurück, aber ich bitte Sie dringend, mir zu erlauben, mit Ihnen nach Hause gehen zu dürfen, da ich den Shawl in der Kirche getragen habe — Sie sollen ihn jedoch heute noch zugesandt erhalten.

Die südstaatliche Dame willigte natürlich ein und die Beiden tauschten ihre Karten und verschiedene entschuldigende Phrasen aus; die erstere erhielt noch im Laufe des Tages ihren Shawl wieder, den die Neu-Yorkerin nebst den Schmucksachen als Kriegsbeute aus der Hand ihres Mannes oder Bräutigams bekommen hatte. —r.

Sparfami:ll. Herr B., ein talentvoller, aber sehr geiziger Advocat, hatte seine Ferien in der Provinz bei einem Batonnier oder Stabträger des Advocatenstandes verlebt, der ihn mit Aufmerksamkeit und Höflichkeiten überschüttet hatte.

Nach Paris zurückgekehrt, empfing er einen Besuch von diesem Freunde, den eine Geschäftsangelegenheit ganz unvermuthet in die Hauptstadt geführt hatte.

Der unglückliche B. begriff, daß er nicht umhin könne, ihn zum Diner einzuladen.

Er that es und bevor er sich in den Justizpalast begab, setzte er seine Köchin davon in Kenntniß.

— Was habe ich mehr anzurichten, mein Herr? fragte diese ihn.

— Ei! Haben wir nicht Suppe, Rindfleisch und ein Entrée?

— Ohne Zweifel, mein Herr, aber. . .

— Aber, entgegnete der Advocat, Sie haben das Rindfleisch rings herum nur mit ein wenig Petersilie zu belegen. C.

Wie man einen Nebenbuhler vertreibt. Fräulein N. war die beste Partie von ganz Wien, denn sie war nicht bloß die reichste Erbin, sondern auch mit den einflußreichsten Familien verwandt. Man kann sich leicht denken, welches Heer von Freiern die Dame belagerte und umschwärmte. Man hatte endlich herausgebracht, worin die schwache Seite der Vielersehnten bestehe — sie hatte eine ganz besondere Vorliebe für tabellos elegante Kleidung bei den Herren, wobei natürlich eine elegante Figur auch nicht fehlen durfte.

Von ihrer Familie zu einer endlichen Entscheidung gedrängt, hatte Fräulein N. sich zuletzt entschlossen, zwischen zwei von ihren Freiern die Wahl zu treffen, nachdem sie den anderen Allen den Abschied gegeben hatte. Diese beiden Auserwählten waren der Graf v. B., einer der bekanntesten Löwen von Wien, und ein junger Engländer, welcher zwar wenig bemittelt, aber dafür klug und gewandt war. Beide junge Männer waren von den Aeltern der Erbin zu einem längeren Aufenthalte auf ihrem schönen Landgute eingeladen worden, damit die Dame genügend Zeit habe, ihre Wahl zu treffen. Der Graf erklärte laut und öffentlich, er habe seine Maßregeln danach getroffen, daß der Engländer sehr bald mit langer Nase abziehen solle. Dieser verhielt sich sehr ruhig, erkundigte sich jedoch auf das Genaueste, wo der Herr Graf seine Kleider machen lasse, und erfuhr, daß ein bekannter englischer Schneider der Lieferant derselben sei. Zu diesem begab sich unser schlauer Engländer, stellte sich ihm als Landsmann und Kunde vor und wußte so gut zu manövriren, daß ihm der Schneider mittheilte, der Herr Graf

habe sich für den Aufenthalt in dem Schlosse der jungen Erbin eine ganze Reihe der neuesten fashionabelsten Anzüge anfertigen lassen, die er ihm voll Begeisterung haarlein schilberte. Da schoß dem jungen Manne eine plötzliche Idee durch den Kopf: er hatte einen trefflich geschulten Diener, welcher ungefähr ganz die Größe und Gestalt des Grafen besaß, und für diesen ließ er bei dem englischen Schneider genau die nämlichen Anzüge machen, wie sein Nebenbuhler erhalten hatte.

Am ersten Tage, den beide Freier in dem Schlosse ihrer Angebeteten zubrachten, erschien der Graf triumphirend beim Diner in einer unwiderstehlichen Toilette; doch wer beschreibt sein Staunen und seinen Zorn, als er den Diener des Engländers in ganz demselben Anzuge hinter dem Stuhle seines Herrn kerzengrade stehen sah! Er wurde so verstimmt durch diese Wahrnehmung, daß er über Tisch fast kein Wort sprach, während der Engländer all' seinen Geist und seine Galanterie aufbot, um sich angenehm zu machen. Am zweiten Tage hatte der Graf einen ganz anderen Anzug an, hatte auch sonst seine ganze Tournüre verändert, aber o Schrecken! der Diener des Engländers zeigte trotzdem wieder eine treue Copie von ihm. Das war zum Rasendwerden! Auch den dritten und vierten Tag spielte die nämliche Scene und der Graf sah ergrimmt ein, daß er der Ueberlistete war und sich durch einen längeren Aufenthalt nur lächerlich mache. So reiste er denn klüglich ab und überließ seinem glücklichen Nebenbuhler das Feld, der denn auch seine Zeit so gut zu benutzen verstand, daß er vier Wochen darauf der vielbenedete Gatte der Erbin war. —r.

Albumblätter.

Was der Mensch treibt, ist ihm mehr als vergängliche Arbeit des Tages, und Alles, was er gethan, wirkt als ein Lebendiges in ihm fort. Gustav Freytag.

Der Mann allein ist würdig großer Ahnen,
Der wagt, auf ihre Schulter sich zu heben,
Kühn auszuschreiten kühn gebroch'ne Bahnen.

Dingelstedt.

Die Leiden sind wie Gewitterwolken, in der Ferne sehen sie schwarz aus, über uns kaum grau. Jean Paul.

Räthsel und Aufgaben.

Wer bin ich?

Zung bin ich wohlfeil, alt erst theuer,
Ein schwacher Jüngling, starker Greis,
Wie Wasser fließend, bin ich Feuer;
Doch machst Du mich so kalt wie Eis,
Dann glüh' ich erst recht innig.

Wer bin ich?

Mein Ganzes zählt nur drei Staben,
Und vor- und rückwärts ist es gleich.
Es kann mit Weh und Lust begaben,
Ist Hölle bald, bald Himmelreich.
Du findest es in allen Zonen,
In Süd und Nord, in Ost und West;
In Bauernhütten und auf Thronen
Beginnt's mit einem Freudenfest.
Du sinnst? — Vernimm das Wörtchen, ehe
Dein reger Scharfsinn es entdeckt;
Doch rätthst Du's nun nicht, so gestehe:
„Das Räthsel hat mich recht geneckt.“

Ein Vater fragte seinen zwölfjährigen Sohn, der ein geübter Rechner war: „In wie viel Jahren bin ich dreimal so alt als Du? Heute bin ich gerade 45 Jahre alt.“



Lösungen der Räthsel und Aufgaben in Nr. 42.

Trauerpost.

Hauskreuz.

Räthsel	L	eyde	N	Dresden.
	E	16	E	
	I	slan	D	
	P	alo	S	
	I	ant	E	
	I	sa	N	
	Grönland			

Ich bin ein freier Mann und singe,
Mein ganzes Reichthum ist mein Lied.

Briefpost.

Hrl. M. J. in D. Elegant ist ein solcher Guipure-Kragen wol, aber weniger modern.

Herrn L. F. I in Leipzig. Es hat uns sehr gefreut, auch Sie in die Reihe unserer Scharfschützen eintreten zu sehen, — aber warum haben Sie mit „Schwindel“ angefangen?

Hrl. M. S. in Münster. Möglich, aber nicht wahrscheinlich.

Herrn Stud. v. H. in Göttingen. Fragen Sie gefälligst Herrn von Friesen, den alten Mann und Ritter selbst.

Hr. v. H. a. B. h. D. Zum bevorstehenden Kirmesfest erlauben wir uns Ihnen die sogenannte „Bauern-Torte“ vorzuschlagen, welche, wie folgt, zubereitet wird: $\frac{1}{2}$ Pfd. Mandeln wäscht man mit einem Tuche rein ab und stößt sie fein, giebt $\frac{1}{2}$ Pfd. feingestohlenen Zucker in ein messingnes Geschirr dazu, setzt es über Kohlenfeuer und rührt die Mandeln hinein und rührt so lange, bis sich daraus ein Klump bildet. Dann reibt man mit 4 Citronen die Schale auf dem Reibeisen fein ab, giebt sie nebst dem Saft derselben durch ein Sieb gepreßt, verrührt Alles gut untereinander, bestreicht ein Bergtortenblatt mit Butter, giebt zwei Theile von dem Teig darauf und von dem übrigen Teig sticht man mit der Form verschiedene Figuren aus, verzieren die Torte damit, bestreicht sie mit abgeschlagenem Ei, besäet sie mit Zucker und bäckt sie.

Intelligenzblatt zur Aöden-Beitung.

Literarisch, mercantile und andere Anzeigen werden gegen 1/2 Ngr. für die dreispaltige Druckzeile kleiner Schrift oder deren Raum aufgenommen. Durch zwei oder drei Spalten laufende Anzeigen werden nach diesem Verhältnisse mit 3 und 4 1/2 Ngr. berechnet. Beilagen nehmen wir gegen Erstattung von 3 Thlr. Gebühren bei 1/2, 1/4 und 1/2 Bogen und 5 Thlr. bei einem ganzen Bogen an. Alle Zustellungen erwarten wir frankirt.

Dürr'sche Buchhandlung in Leipzig.

Grosses Lotterie-Compagnie-Spiel,

bestehend aus 1400 Compagnie-Scheinen (1400 ganze Loose) in 3268 Nummern 70. Königl. Sächs. Landes-Lotterie.

Für gegenwärtige 70. Lotterie, 5. Classe, Ziehung:

5. bis 21. November 1866

sind noch Compagnie-Scheine, bestehend aus 1400 ganzen Loosen mit 3268 Nummern, zu dem Preise von 25 Thlr. pro Schein zu haben.

Es macht dies den 24. Theil der ganzen Lotterie aus und der Erfolg wird nicht ausbleiben.

N. S. Gewonnen sind darauf bereits:

in der 1. Classe	Thlr. 1555.	25 Ngr. 7 Pf.
in der 2. Classe	" 2061.	24 " — "
in der 3. Classe	" 2207.	16 " 9 "
in der 4. Classe	" 2980.	6 " 3 "

Summa bis jetzt: Thlr. 8805. 12 Ngr. 9 Pf.

was dem ganzen Unternehmen schon zu Gute geht.

Wer jetzt noch einen Schein nimmt, hat an den 8805 Thlr. 12 Ngr. 9 Pf., welche schon gewonnen sind, so gut Antheil, als wenn er ihn von 1. Classe an hätte, und das hat einen grossen Werth, da es nicht wie bei Kaufloosen ist, wo einem die früheren Gewinne verloren gehen.

Leipzig, im October 1866.

August Kind.

Königl. Sächs. 70. Landes-Lotterie. 80000 Loose 40000 Gewinne.

Ziehung fünfter und Hauptklasse vom 5. bis 21. November 1866.

Gewinne:		Gewinne:	
1 à	150,000 Thlr.	2 à	10,000 Thlr.
1 à	100,000 "	15 à	5,000 "
1 à	80,000 "	30 à	2,000 "
1 à	50,000 "	300 à	1,000 "
1 à	40,000 "	400 à	400 "
1 à	30,000 "	500 à	200 "
1 à	20,000 "		etc. etc.

Ich empfehle hierzu meine Collecte zur Entnahme von ganzen Loosen für 51 Thlr., Halben für 25 1/2 Thlr., Viertel für 12 3/4 Thlr., Achtel für 6 1/2 Thlr. Nach Schluss der Ziehungen folgt eine Liste.

Ottomar Rödl in Leipzig.
Hainstrasse Nr. 1.

NB. Die erste Classe 71. Lotterie wird am 14. Januar 1867 gezogen.

Die Königl. Sächs. 70. Landes-Lotterie, Letzte Classe, Ziehung vom 5. bis 21. November.

Hauptgewinne: 150,000 Thlr., 100,000 Thlr., 80,000 Thlr., 50,000 Thlr., 40,000 Thlr., 30,000 Thlr., 20,000 Thlr., 2 × 10,000 Thlr., 15 × 5000 Thlr., 30 × 2000 Thlr., 300 × 1000 Thlr.

Loose und zwar Ganze à 51 Thlr., Halbe à 25 1/2 Thlr., Viertel à 12 3/4 Thlr., Achtel à 6 1/2 Thlr. gegen frankirte Einsendung des Betrages zu beziehen von

C. Louis Tauber in Leipzig,
Königl. Sächs. conc. Colletteur.

Lotterie-Anzeige.

Die 5. (Haupt-) Classe der 70. R. S. Landes-Lotterie wird vom 5. bis 21. November d. J. in Leipzig gezogen.

Diese Ziehung enthält 28,000 Gewinne, worunter Gewinne zu 150,000 Thlr., 100,000 Thlr., 80,000 Thlr., 50,000 Thlr., 40,000 Thlr., 30,000 Thlr., 20,000 Thlr., 10,000 Thlr. u. s. w.

Loose

dazu gegen franco-Einsendung von 6 1/2 Thlr. für 1/4 — 12 3/4 Thlr. für 1/2 — 25 1/2 Thlr. für 3/4 — 51 Thlr. für 1 — versendet bis in die entferntesten Gegenden unter Zusicherung reellster Bedienung und strengster Verschwiegenheit

Carl Teuscher

Buchhändler u. Lotterie-Collecteur in Leipzig.

Privat-Entbindungs-Anstalt.

Ein verheiratheter und beschäftigter Arzt, zugleich Accoucheur, in einem gesund und reizend gelegenen Orte Thüringens, ist zur Aufnahme von Damen, welche in Stille und Zurückgezogenheit ihre Niederkunft abwarten wollen, vollständig eingerichtet. Die strengste Verschwiegenheit und die liebevollste Pflege werden bei billigen Bedingungen zugesichert. Adresse: R. R. R. poste restante frei Weimar.